

# „Kirche ist ein Ort der Freiheit!“

*Kanzelrede von Thomas Gerlach, evangelischer Theologe, Journalist und Religionslehrer, Berlin, gehalten in der Johanneskirche Gießen am 3. Oktober 2026 um 10 Uhr aus Anlass der 36. Jahrestages der Deutschen Einheit*

Liebe Gemeinde,

vielen Dank für die Einladung! Ich freue mich sehr, hier bei Ihnen im Gottesdienst zu sein. Es ist ja kein kirchlicher Feiertag – viele Pastoren genehmigen sich da gewöhnlich eine kleine Pause, Pfarrer Paul tut das nicht - weil es eben ein Tag ist, zu dem ein Gottesdienst mit Gebet, Gesang und mit Dank sehr gut passt.

36 Jahre Tag der deutschen Einheit - unser „Nationalfeiertag“ hat inzwischen auch etwas Routiniertes, vielleicht auch Angestaubtes, so dass ich gern mit einem Witz starten will. Manche werden ihn kennen:

Frage: „Warum braucht SED-Chef Erich Honecker ständig neue Kellern?“

Antwort: „Weil ihn jeder seiner Kellner fragt, darf ich nachgießen?“

OK, auch der Witz ist nicht ganz frisch und wer jetzt gelacht hat, dürfte daher wohl über fünfzig sein. Darf ich nachgießen – nach Gießen! Nicht mehr als ein Wortspiel, eine Andeutung, aber bis 1989 in der DDR eine hochpolitische und eine sehnsüchtige dazu.

Gießen war für viele DDR-Bürger ein Sehnsuchtsort. Die Stadt mit dem Notaufnahmelager war eines der wenigen „Tore zur Freiheit“. Viele kamen aus den Gefängnissen, aus Cottbus, aus Bautzen, Halle, Karl-Marx-Stadt, Ostberlin. Viele waren von der Bundesregierung freigekauft worden. Die DDR hat ja Menschen gegen D-Mark verkauft, wie sie auch Schweine in den Westen verkauft hat, Mastbullen, Schuhe und Hemden.

Aber die Menschen wurden nicht wirklich verkauft, sondern sie wurden losgekauft, erlöst, aus Sklaven wurden Freie. Hier in Gießen wurden buchstäblich freie Menschen gemacht. Biografien bekamen ganz neue Richtungen.

Peter Keup war einer dieser DDR-Gefangenen. Er war in diesem Jahr im April wieder in Gießen und erinnerte sich an seine Ankunft im Notaufnahmelaager 1982: Der Schlagbaum öffnete sich, der Bus rollte auf den Hof - „da wurde mir klar, jetzt beginnt ein neues Leben!“

Ich bin sicher, für Peter Keup ist dieser Moment, dieser Tag, sein ganz persönlicher Feiertag, den er jedes Jahr aufs Neue begeht. An dem er sich erinnert, wer er war in der DDR, wie es war, als er durch das „Tor zur Freiheit“ lief - und was aus ihm wurde.

Peter Keup war damals 24 Jahre alt. Ich war sechs Jahre jünger, hatte meine Lehre als „Agrotechniker/Mechanisator“ abgeschlossen, arbeitete in der LPG „Rosa Luxemburg“ als Genossenschaftsbauer, fuhr Traktor und Mähdreher, zog mit meinem Pflug Furchen über den Acker und sah von ziemlich allen Seiten unseren Kirchturm. War ich frei? Niemals, hätte Peter Keup gesagt. Wie kann man in einem unfreien Staat frei sein?

War ich frei? Wohl kaum, hätte ich selbst geantwortet. Trotzdem begegnete mir, der ich gerade erwachsen wurde, die Freiheit in der DDR. Freiheit ist etwas sehr Individuelles, persönliches. Für den einen ist es Reisen, wohin mal will. Für den anderen ist es Lesen, was man will. Für den dritten ist es, anziehen, was man will. Musik hören. Denken, was man will, ohne sich irgendwie erklären zu müssen.

Mein persönliches „Tor zur Freiheit“ öffnete sich in dem Städtchen Möckern gleich neben meinem Heimatdorf bei Magdeburg. Ich war noch ein Lehrling, da nahm mich ein Bekannter, er war Anfang zwanzig, aus meinem Dorf mit zur Jungen Gemeinde. Irgendwie dachte er wohl, ich würde da reinpassen.

Sie traf sich im Nachbarort, vielleicht zehn junge Leute und der Pastor. Und ich passte da wirklich rein. Vom ersten Tag an.

Was war das Besondere? Was haben wir da eigentlich gemacht? Nichts, was spektakulär gewesen wäre. Keiner spielte Gitarre, keine Tischtennisplatte, kein Bier. Auch nichts, was subversiv gewesen wäre - keine Flugblätter, keine Konspiration.

Was hatte dieser Pastor im Angebot, was es anderswo nicht gab? Was hat er getan? Heute würde ich sagen: Er hat unserem Denken eine komplett neue Richtung gegeben. Wir waren unschlüssig, unsicher, suchten unseren Platz in diesem Land. Und wir jungen Männer hatten auch noch das Problem, dass der Staat uns zur Musterung befahl und uns für mindestens eineinhalb Jahre in Armeeuniformen steckte. Manche überforderten Eltern waren darüber auch noch froh: Da werden Dir deine Flausen endlich ausgetrieben, riefen sie.

Welche „Flausen“ wir in der Jungen Gemeinde erlebten, ahnte keiner. Wie ein Gärtner hat der Gemeindepastor unsere jugendlichen Seelen gegossen. Er füllte unsere Köpfe mit Wissen. Mit Widerspruch. Mit Fragen. Mit Geist. Und mit Spiritualität.

Wir redeten über Gedichte. Von Erich Fried. Von Erich Kästner. Über Texte von Christa Wolf. Über den Kalten Krieg, über jedes Pflänzchen der Entspannungspolitik, über den Irrsinn des Wettrüstens. Keine drei Kilometer entfernt entstand gerade ein sowjetischer Raketensilo.

Wir haben als Junge Gemeinde gottverlassene Dorfkirchen aufgeschlossen, vom jahrzehntelangen Staub und vom Taubendreck befreit und Gottesdienste gefeiert. Ich stand erstmals auf einer Kanzel und habe Lesepredigten gehalten.

Es gibt nicht den einen Bibelvers, den wir uns auf die Fahne geheftet hätten. „Zur Freiheit hat uns Christus befreit!“ schrieb Paulus in dem Brief an die Galater, das hätte ganz gewiss gut gepasst. Er klang in unseren Ohren damals aber wohl zu theologisch, zu philosophisch, zu intellektuell.

„Fürchtet euch nicht!“ – Dieses Bibelwort haben wir begriffen, in allen Variationen. Fürchtet euch nicht, ruft Jesus auf dem See Genezareth den Jüngern zu. Fürchtet euch nicht, rufen die Engel in Bethlehem zu den Hirten. Fürchtet euch nicht, hören die Frauen am Ostermorgen am leeren Grab. Habt keine Angst! Seid stark!

Seid frei!

Der Ort, das Pfarrhaus, in dem wir uns trafen, würde man heute wohl Schutzraum, *Safe Space*, nennen. Und das, was uns damals stark machte, nennt man heute „Resilienz“. Es gibt viele Bücher darüber. Wir hätten mit dem Wort nichts anfangen können. Aber was es damit auf sich hatte, das erfuhren wir am eigenen Leib. Wir brauchten Gottvertrauen. Zuversicht. Hoffnung. Denn wir hatten ja Stress. Wir standen unter Druck, wurden zu Entscheidungen gezwungen.

Als ich ganz allein vor der Musterungskommission stand und nach der Jungen Gemeinde gefragt wurde, habe ich mich dazu bekannt und nur ganz leicht gelächelt, aus Unsicherheit, ich hatte mit der Frage gerechnet – das reichte aus, dass ich von der versammelten Staatsmacht, sechs Männer in Uniform, so angebrüllt wurde, dass mir die Knie schlotterten. Und am nächsten Morgen nahm mich auch noch mein LPG-Vorsitzender in der Traktorenwerkstatt zur Brust. Seine Warnung: „Junge, Du verbaust Dir Dein Leben!“

Danach habe ich hemmungslos geweint und meine älteren Kollegen, sie hätten alle mein Vater sein können, versuchten mich, hilflos wie sie waren, zu trösten. Denn wir alle waren ja hilflos, ohnmächtig, selbst der LPG-

Vorsitzende. Ich denke heute, er hat es wohl fürsorglich gemeint. Es war keine Drohung. Und trotzdem mir war klar: Ich muss weg.

Aber nicht in den Westen.

Freiheit gibt es auch hier in der DDR. Ich wurde kirchlicher Filmvorführer, „Filmmissionar“, fuhr zweieinhalb Jahre durch das ganze kleine Land und zeigt in Kirchen und Gemeinderäumen christliche Filme und Dokumentationen. Von diesen Kenntnissen und Kontakten habe ich später als Journalist noch sehr gezehrt.

Endgültig verlassen habe ich mein Dorf 1987, als ich zum Theologiestudium nach Leipzig ging. Meine Berufung war klar: Ich werde Pfarrer in der DDR. Was gibt es Sinnvolleres, als Pfarrer zu sein, für Menschen da zu sein und das offenzuhalten, was ich selbst in der Jungen Gemeinde erlebt habe: Die Kirche als freien Raum, als Oase der Freiheit!

Welche Freiheit? Gedankenfreiheit! Meinungsfreiheit! Glaubensfreiheit! Die Freiheit, Autoritäten in Frage zu stellen! Die Freiheit, einen eigenen Kopf zu haben.

Wenn ich es mit einem Bild beschreiben müsste, was ich als sehr junger Mensch erlebt habe, dann dieses: Mein Pastor hat mir den Kopf abgenommen, ihn kräftig durchgeschüttelt und wieder zwischen die Schultern gesetzt. Und ich sah die Welt mit anderen Augen.

Heute verlangt es jungen Menschen nach psychoaktiven Substanzen, um eine andere Wirklichkeit zu erleben. Ich weiß, wovon ich rede. Wir haben einen 18-jährigen Sohn und schon viele Diskussionen geführt. Ich brauchte keine *Magic Mushrooms* und kein LSD, das gab es damals auch gar nicht, ich ging ins Pfarrhaus.

Kirche und Freiheit – das waren für mich zwei Synonyme, zwei Schwestern. Wenn ich das später Freunden und Bekannten erzählte, die im Westen groß geworden sind, solche Gespräche gab es auch immer wieder in der taz, kamen sie mit ganz anderen Erfahrungen: Für sie war Kirche Tradition, war Diakonie, war Arbeitgeber, war ein Gegenüber des Staates, Kirche hatte Einfluss. Kirche hatte Macht. Aber ein Raum der Freiheit?

War das denn nötig? Die ganze Gesellschaft ist ein Freiheitsraum. In die Kirche geht man, um zu beten.

Den Höhepunkt meiner Freiheit habe ich am 9. Oktober 1989 erlebt, bei der alles entscheidenden Montagsdemonstration in Leipzig. Alle vier Innenstadtkirchen waren überfüllt. Und was sah ich? Menschen, die schon seit Ewigkeiten nicht mehr in der Kirche waren, vielleicht noch nie, sie drängten sich an den Wänden. Viele Arbeiter in ihrer Kluft, in Blaumännern, direkt aus den Betrieben gekommen. Sie wussten nicht, was man tut bei einer Andacht. Sie wussten nicht, wie man betet. Was man singt. Was man mit seinen Händen macht. Ich sah ihnen das alles an. Aber eines wussten sie: Kirche ist jetzt, in diesem Moment, unser Raum der Freiheit.

Und dann ging`s hinaus. Und die Polizei war plötzlich weg, und die Armee war weg, und die Stadt war schwarz vor Menschen, und der Verkehr kam zum Erliegen. Und wir lagen uns in den Armen. Ungläubig. Und wir gingen irgendwann nach Hause - und wir wussten: „Jetzt beginnt ein neues Leben!“

Es war unser Gießen-Moment, mitten in Leipzig.

Es war ein Wunder.

Und welches neue Leben hielt Gott für mich bereit? Brauchte ich ein neues Leben? Ich hatte mich doch schon entschieden!

Erst ganz langsam dämmerte mir, dass sich meine Kirche der Freiheit aufgelöst hatte, so wie sich die DDR aufgelöst hatte. Freiheit gab es in jeder Ecke. Unsere kleine theologische Hochschule wurde mit der Universität Leipzig fusioniert. Ich ging nach Bochum, dann für ein halbes Jahr in die belorussische Hauptstadt Minsk – und als ich nach Leipzig zurückkehrte, 1993, war mir klar, dass ich kein Pfarrer mehr werden würde.

Die Kirche, meine Kirche, hatte sich von mir entfernt. Oder ich von ihr. Die Luft war raus und ich hatte keinen Glauben mehr. Ich schloss mein Studium mit einem Universitäts-Diplom ab. Aber was konnte ich mit dem Stück Papier noch anfangen? Pfarrer hatte sich erledigt. Eine wissenschaftliche Laufbahn kam auch nicht in Frage. Blieb Religionslehrer. Die gab es ja plötzlich.

Religionslehrer? Das war das letzte, was ich wollte. Das klang so nach west-deutschem Kirchenverständnis und nach EKD wie die Militärseelsorge! Meine feste Überzeugung: Kirche hat in der Schule nichts verloren. Die Staatsbürgerkundelehrer mit dem SED-Abzeichen waren kaum raus aus den Klassen, da sollten Pastoren und Kirchenleute ihren Platz einnehmen? Niemals!

Ich mach's kurz: Ich wurde Journalist. Zuerst Kirchenzeitungen, dann FAZ, Welt, vor allem aber die taz, die kleine linksalternative taz aus Kreuzberg. Zuerst freiberuflich, dann später als Redakteur und Reporter. Ich schrieb auch ein paar Reiseführer über die Ukraine. In der taz war ich der Experte für Ostdeutschland, für die Ukraine, für die Kirche, für Kommunalpolitik, ein bisschen auch für die Landwirtschaft. Bundespolitik hat mich nicht interessiert. Dafür haben sich genügend andere gefunden.

Aber wer berichtet von dem parteilosen Bürgermeister aus Zittau, der seine Stadt zur Kulturhauptstadt Europas machen wollte? Und er war keineswegs übergeschnappt. Oder von dem Landrat aus Naumburg, der gegen alle

Widerstände eine Migrationsagentur gegründet hat, in dem alle Aufgaben zusammenlaufen, die mit Migration und Zuwanderung zu tun haben? Oder von der ersten sorbischen Pastorin, die gleichzeitig Tradition und Aufbruch vermitteln will, in einer Region, in der schon vor zehn Jahren fast 40 Prozent AfD gewählt haben?

Meinem alten Pastor, er war längst im Ruhestand, habe ich alle meine taz-Reportagen per Post geschickt. Es war mein Dank. Er hatte mich damals gerettet. Und er freute sich über die Lektüre und war wohl auch ein bisschen stolz. In geistlicher Weise war ich auch sein Kind. Er starb 2019 mit 88 Jahren.

Dieser Teil meines Lebens ist öffentlich. Bis auf die FAZ sind die Texte alle frei zugänglich. Was nicht frei zugänglich blieb, war mein Leben auf dem Dorf, in der Junge Gemeinde, mein Theologiestudium. Das alles war archiviert, so wie meine Diplomurkunde der Universität Leipzig von 1996 archiviert war. Ich habe sie nie gebraucht.

2024 kramte ich sie heraus.

Warum? Christlich gesprochen: Gott hat noch etwas mit mir vor. Profaner formuliert: Fast dreißig Journalistenjahre reichen. Dreißig Jahre der Gesellschaft auf den Grund gehen, spüren, welche Kräfte wirken, welche Kräfte zusammenhalten, und welche sprengen.

Und es gibt inzwischen viele, die spalten. Unsere Gesellschaft scheint inzwischen gegen sich selbst auf Kollisionskurs zu sein: Links gegen rechts. Alt gegen jung. Oben gegen unten. Männer gegen Frauen. Stadt gegen Land. Gut gegen böse. Ost gegen West. Dreißig Journalistenjahre reichen nicht nur – sie ermüden auch.

Und was macht ein müder Journalist? Er sucht sich eine neue Aufgabe. Und wo sucht er sie? Im Internet! Und dann sprang ihn etwas an, wie eine Katze. Der Heilige Geist kann eben auch springen.

„Religionslehrer dringend gesucht!“ stand plötzlich da. Was? Religionslehrer? Den Beruf, den ich ablehne?

Warum lehnt Du eigentlich ab? Sei doch froh, dass die Kirche überhaupt noch in die Schule reingelassen wird. Und sollen wir Schüler nicht vom Glauben erzählen? Wie man ihn verliert und wie man ihn wiedergewinnt? Willst Du es ihnen vorenthalten? Dein Pastor hat es Dir damals auch nicht vorenthalten. Wer sollte Schülern denn erzählen von der Kraft des Glaubens? Und von seiner – Freiheit?

Aber willst Du wirklich bei der Kirche arbeiten? Bleib doch lieber bei der taz! – Aber die Kirche hat sich doch geändert. Das Auftrumpfende, das dich früher geärgert hat, ist längst weg. Schau Dir die Mitgliedszahlen an. Besonders für Berlin! Hier sind die Christen schon fast wieder so in der Minderheit wie in der DDR.

Sie merken, ich habe Sie jetzt ein wenig Anteil nehmen lassen an meinem inneren Dialog.

Religionslehrer? Echt jetzt? Taugt denn mein Diplom dazu? Es ist 29 Jahre alt. Und bin ich selbst nicht zu alt? Ich bin doch inzwischen sechzig!

„Nein“, sagt der Oberkonsistorialrat am Telefon. „Es gibt keine Altersbeschränkung mehr. Und ihr Diplom verfällt nicht. Sie müssen aber eine berufsbegleitende pädagogische Ausbildung absolvieren.“

Knapp ein Jahr nach diesem ersten Telefonat stand ich im September 2025 erstmals vor einer Klasse. Und in der taz war mein Wechsel tagelang Flur-

und Kantinengespräch. So einen „Karrieresprung“ gab es noch nie! Außerdem bin ich wieder so etwas wie ein Student und besuche Seminare.

Neben Religion unterrichte ich Ethik und ein wenig Philosophie.

Im Ethikunterricht lasse ich die Schüler über Werte nachdenken. Ich lege ihnen einen ganzen Strauß von Begriffen vor. Das habe ich im neuen Schuljahr wiederholt. Drei Worte standen ganz oben: Familie, Freunde, Freiheit.

Erfahrungsgemäß sind das die Werte, nach denen sich junge Menschen besonders sehnen. Sie sind in etwa so jung, wie ich damals war.

Wenn ich heute dabei mithelfen kann, dass sie ihr persönliches „Tor der Freiheit“ aufschließen, dann ist das für ein großes Geschenk!

Denn: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit!“ Oder, um es mit Jesus und mit den Engeln zu sagen: „Fürchtet euch nicht!“

Eigentlich ein schöner Schluss!

Aber gestatten Sie mir einen kleinen Epilog und kehren Sie mit mir in mein Dorf zurück nach Sachsen-Anhalt. Der junge Mann, der mich damals zur Jungen Gemeinde mitgenommen hat, ist dort heute Ortsbürgermeister. Bei der Landtagswahl vor einem Monat votierten von den 103 Einwohnern, die ihre Stimme abgegeben haben, knapp 50 Prozent für die AfD. Ohne Zweifel sind Kirchenmitglieder darunter.

Das Dorf ist gespalten.

Die Kirche ist gespalten.

Das weiß auch Landesbischof Friedrich Kramer. Und so verfasste er nach der Landtagswahl gemeinsam mit den beiden Regionalbischöfen einen Hirtenbrief. Die drei wandten sich an die Gemeinden mit der Aufforderung, Kirchen und Gemeindehäuser zu öffnen, „als Räume für Stille und Gebet, Klage und

Hoffnung, Andacht und geistliche Begleitung.“ - „Wir bestärken Sie darin, Spannungen offen anzusprechen und Wege der Verständigung zu suchen.“

Kirche als Raum, um Spannungen offen zu legen, nach Ausgleich zu suchen, um Menschen wieder zusammenzuführen.

Woran dachte Friedrich Kramer, als er das schrieb? Er ist genauso alt wie ich. Als junge Christen sind wir uns einmal begegnet und haben Adressen ausgetauscht. Ich weiß nicht, woran Friedrich Kramer dachte. Ich jedenfalls denke an unsere Junge Gemeinde, an unsern Pastor und an diese eine große Glaubenserfahrung:

„Kirche ist ein Raum der Freiheit!“

Auch heute!

Amen.